

Marc Witzenbacher
LUTHERS SPRACHE

Marie Luise Knott/Thomas Brovot/Ulrich Blumenbach (Hg.),
Denn wir haben Deutsch. Luthers Sprache aus dem Geist der Übersetzung. Matthes & Seitz, Berlin 2015. 334 Seiten. Gb. EUR 24,90.

Übersetzer sind seltsam unruhige Gestalten, auch wenn ihre sitzende Tätigkeit, die bisweilen an die Ungestalt der Gottesanbeterin erinnert, sie als Agenten einer Ruhe ausweist, deren Aufgabe darin besteht, eine Differenz zum Verschwinden zu bringen, die sie doch allererst an die Arbeit gehen lässt. Nichts verängstigt einen Übersetzer offenbar mehr als eine holprige Formulierung, ein stockender Blick oder ein unterbrochenes Verstehen, wie Martin Luther im Sendbrief vom Dolmetschen zu berichten weiß: „Im Hiob arbeiteten wir also [...], das wir yn vier tagen zu weilen kaum drey zeilen kundten fertigen. Lieber, nu es verdeutscht und bereit ist, kans ein yeder lesen und meistern. Laufft einer ytz mit den augen durch drey, vier bletter und stost nicht ein mal an, wird aber nicht gewar, welche wacken und kletze da gelegen sind, wo er ytzt über hin gehet, wie über ein gehoffelt bret, wo wir haben muessen schwitzen und uns engsten [...].“ Offenbar arbeiten Übersetzer auf den Friedhöfen des Verstehens. Dies gilt ganz besonders, aber beileibe nicht aus-

schließlich, wenn die Sprachen, aus denen sie übersetzen, sogenannte tote Sprachen sind, Sprachen ohne Zukunft, für die ihre Übersetzung das einzige Versprechen auf Lebendigkeit darstellt. Übersetzen bestünde dann in einer „Zwiesprache mit den Toten“ (74), um sie am Leben zu halten.

„Angestiftet vom Deutschen Übersetzerfonds“ (12) versammelt der Band Beiträge von professionellen Literaturübersetzern und Schriftstellern, die jenseits von religionswissenschaftlichen oder theologischen Ufern aus einen Blick auf Martin Luther, den Übersetzer werfen. Dessen übersetzerisches Credo „denn ich habe deutsch [...] reden woellen“ wird schon im Titel des Bandes zu einem „Wir“ verschoben, sodass der einzelne Übersetzer, so einsam seine Tätigkeit auch erscheinen mag, immer schon zum Resonanzraum mehrstimmiger und miteinander verwobener kultureller Lagen wird. Berücksichtigt man nun noch die Erfolgsgeschichte der lutherischen Bibelübersetzung, so liegt natürlich auch das politische Schlaglicht, das dieser Band in den Schatten der doch weitgehend marginalisierten Übersetzertätigkeit wirft, nahe, wenn Luther als „Pate für die Übersetzung als Medium des europäischen Kulturtransfers“ (15) angeführt wird.

Übersetzen, und im Folgenden nehme ich das übersetzerische „Wir“ des Bandes ernst, ohne die beeindruckende Polyphonie seiner Beiträge unter eine Leitmelodie zwingen

zu wollen, Übersetzen ist zunächst ein „unmögliches Unternehmen“ (255). Unmöglich? Luther, dieser mächtige „Sprachschöpfer“ (7), dieser „Sinnsucher“ und „Dolmetscher“ (15), der dem „*furor interpretandi*“ (1) Verfallene, diese „eislebener zicke“ (174), dieser Mann mit seiner unbändigen „Schöpfungslust“ (250) wird hier als Übersetzer thematisiert, ohne dass das von ihm Übersetzte selbst vordergründig thematisch wird. Es geht nicht darum, in einen theologischen Disput über diese und jene Auslegung einzutreten, sondern vielmehr „mit großem Gespür, feinem Gehör und viel Sinn fürs Feinstoffliche“ (12) die Praktiken des Übersetzers in den Blick zu bekommen, es geht um den Techniker Luther, auch wenn man sicherlich fragen müsste, inwiefern die technischen Aspekte des Übersetzens losgelöst von ihren inhaltlichen Untiefen betrachtet werden können. Während die literarischen Beiträge des Bandes davon naturgemäß nicht tangiert werden, versuchen die fachlichen Beiträge diese Schiefelage durch ein bewährtes linguistisches Mittel auszugleichen, den Vergleich mit anderen Übersetzungen, seien sie nun vorlutherisch oder nachlutherisch oder gar lutherisch als eine Art Synopse der verschiedenen Revisionsstufen. Es ist nicht verwunderlich, dass die Schlussfolgerungen der meisten Beiträge des Bandes zu einer positiven Würdigung des Übersetzers Luther gelangen, ja bisweilen werden sogar emphatische Lobgesänge laut,

die eine Luther-Lektüre ausdrücklich empfehlen, um die ausgetretenen Pfade der Schulgrammatik verlassen und so die „sprachliche Ausdruckskraft wieder zum Leben erwecken“ (160) zu können.

Dass hier eine Problemanzeige ans Licht kommt, der bisher kaum nachgegangen wurde, liegt auf der Hand. Worin besteht denn nun eigentlich die vielgerühmte Sprachmacht Luthers? Ist es nicht paradox, vom Frühneuhochdeutschen als einer „Grammatik“, die „noch in Bewegung“ (134) sei, auszugehen, und gleichzeitig Luthers Lust am kalkulierten Bruch mit der Grammatik zu loben? Ist es nicht zumindest fragwürdig, die Schwierigkeit des lutherischen Projektes vor allem mit den unzähligen lokalen sprachlichen Varietäten zu begründen und gleichzeitig seine Verstöße gegen das sprachlich Übliche (welches denn? das zeitgenössische? das heutige gar?) zu würdigen? Würde nicht auch ein gründlicher Blick in die schriftsprachlichen Dokumente der Lutherzeit erbringen, dass das Luther-Deutsch, vielleicht abgesehen von seiner Lust an der Neubildung zugespitzter Komposita, nicht ganz so kreativ und erfinderisch war, wie bisher häufig angenommen wurde, sondern eher aus dem Vollen der zeitgenössischen Schriftsprache schöpfen konnte?

Aber auch wenn gründliche Untersuchungen in diese Richtung meines Erachtens noch ausstehen, so bleibt doch festzuhalten, dass die Beiträge des Bandes sich das „Paradies

der gelungenen Übersetzung“ (97) nicht grundsätzlich im Modell des „gehobelten Brettes“ erhoffen. Schon das Original, der Ausgangssprachliche Text, ist ein Text, der von Unebenheiten im Holz, von Differenzen wie man heute sagt, durchzogen ist. Von diesen Differenzen lebt also auch die Übersetzung, die diese nicht weg zu übersetzen hat, sondern vielmehr als „Gestaltungswillen“ (110) zu erkennen geben muss. Die Übersetzung macht vielmehr sichtbar, was schon für jeden Text an sich gilt: „Sprache ist immer neu. Sprache übersetzt sich immer neu. Sprache muß immer übersetzt werden“ (210). Sprache und somit jeder Text existiert immer nur in einem Werden, in einer ruhelosen Bewegung, die den Ruhelosen schlechthin, den Übersetzer bewegt. Er ist das paradoxe Emblem einer Kultur der Gastfreundschaft, er, der sich im Ausgangstext zwar heimisch fühlt, aber nur zu Gast ist. Er, der die Fülle und die reichen Möglichkeiten des Originals spürt, das Sinnversprechen, das mit diesem einhergeht, und das ihm schließlich, dem Übersetzer, in der Zielsprache angekommen, gegangen durch die lutherische Syntax etwa, dieser „Sinnerzeugungsmaschine“ (191), wieder fremd wird, dort, wo er doch eigentlich zu Hause ist.

Nur zu folgerichtig endet dieser sehr vielseitige und inspirierende Band mit einem zunächst befremdlichen Plädoyer: Luthers Bibelübersetzung „kann und darf man [...] nicht

revidieren“ (317). Was rechtfertigt so ein vermeintlich überzogenes Ansinnen? War nicht schon Luther selbst sein erster und kritischster Revisor? Wie vielleicht für jede Übersetzung kann auch für Luthers Bibelübersetzung in Anspruch genommen werden, dass mit ihr (auch) der Raum der Literatur betreten wurde, dass sie ein „Kunstwerk“ sei. Ein Kunstwerk kann man natürlich nicht revidieren, „man müsste es übersetzen“ (317).

Marco Gutjahr

NATHAN SÖDERBLOM

Jonas Jonson, Nathan Söderblom Called to Serve (“Jag är bara Nathan Söderblom satt till tjänst”, übers. von Norman A. Hjelm), William B. Eerdmans Publishing Co., Grand Rapids MI 2016. 449 Seiten. Br. \$ 45,- (Amazon: \$ 29,22).

Jonson ist em. Bischof von Strängnäs mit umfangreicher ökumenischer Erfahrung. Sein Berufsweg bringt es mit sich, dass sein Interesse an Söderblom (1866–1931) vornehmlich dessen Pionierleistung für die Ökumene, seinem Einsatz für den Frieden und seiner Tätigkeit als Erzbischof von Schweden gilt. Seine Pionierleistungen als Religionshistoriker und seine in der Literatur oft vernachlässigten theologischen Ideen werden zwar berücksichtigt, aber nicht wirklich angemessen behandelt. Die Einseitigkeit geht so weit,